

Dr. phil. h. c. Alfred Tobler in Heiden 1845-1923

Autor(en): **Alder, Oscar**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **51 (1924)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

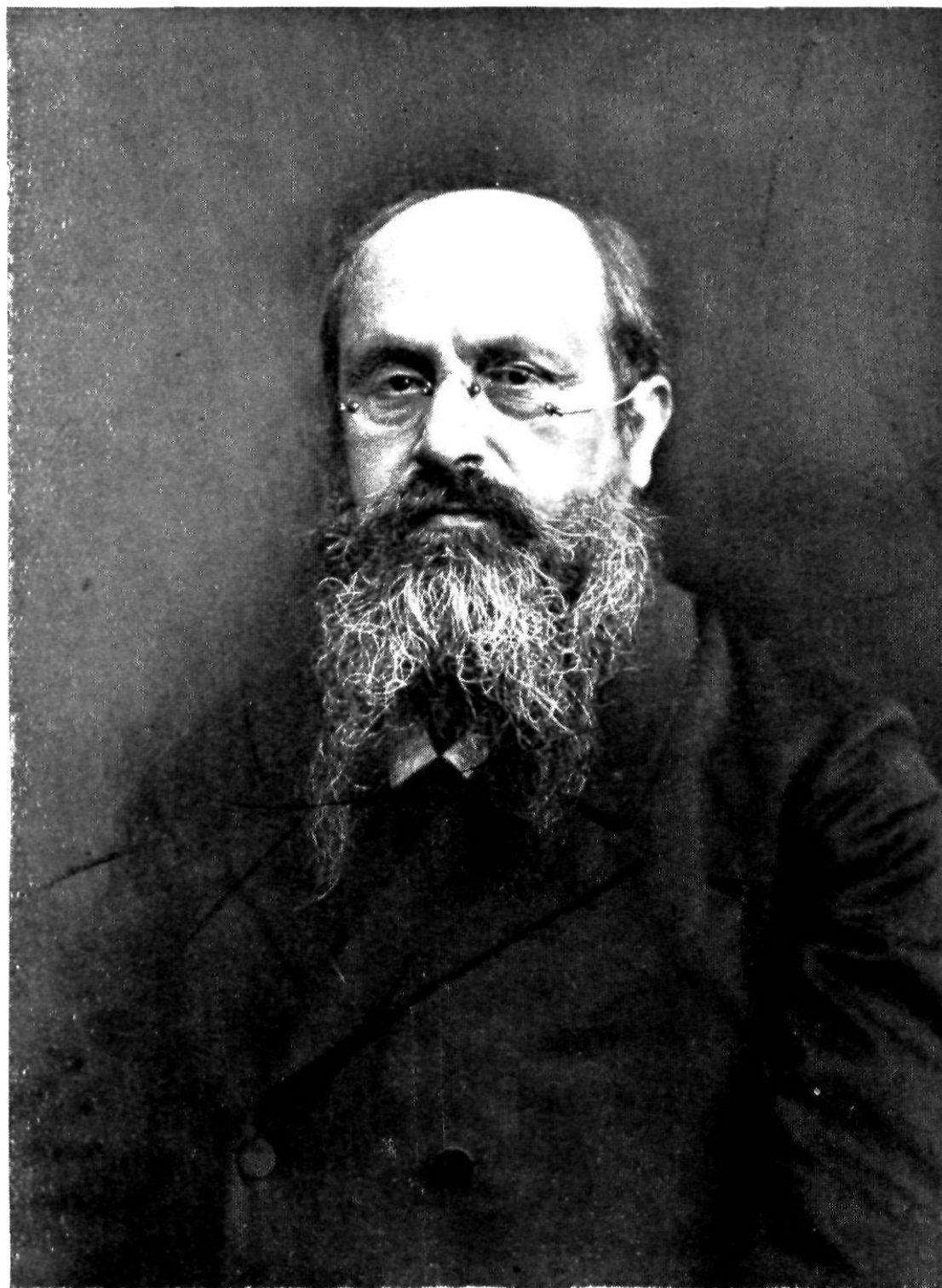
Dr. phil. h. c. Alfred Tobler in Heiden

1845 – 1923.

Von **Oscar Alder.**

Ein Mann, der wie Alfred Tobler sich um die Erforschung und Erhaltung von Sitte, Wort und Weise des Appenzeller-völkleins so grosse Verdienste erworben hat, kann im knappen Raume einiger weniger Druckseiten unmöglich richtig gewürdigt werden. So handelt es sich denn bei diesem Nachrufe, den der Freund dem Freunde widmet, nur um einen kurzen Lebensabriss. Auf das geistige Schaffen und Wirken des Sängers, Liederforschers und Kulturhistorikers Tobler soll in einem späteren Heft zurückgekommen werden. Dies verdient der Verblichene schon um seiner treuen Mitarbeit an unsern Appenzellischen Jahrbüchern willen.

Drunten an der Stapfen in Heiden, im Häuschen im Grünen, das so frohmütig in die Weite schaut, in Alfred Toblers Tuskulum, mit dem er recht eigentlich verwachsen war, weht einem sozusagen auf Schritt und Tritt Appenzellerluft entgegen. Die Butzenscheiben des Arbeitszimmers, das nun verwaist, aber doch in seiner originellen Ursprünglichkeit erhalten geblieben ist, spiegeln sich in der Sonne. Dem, der so oft bei seinem alten Freunde gesessen, ist es, als ob sich das Seitenfensterchen öffne und in seinem Rahmen der Charakterkopf des grundgescheiten, herzlieben Gesellen mit der hohen Stirn, dem schönen weissen Doppelspitzbart und den hinter den Brillengläsern so schalkhaft und so gütig dreinschauenden Augen erscheine. Ein Bild für einen Genre-maler: Das kleine korpulente Männchen, sitzend im altväterischen Lehnstuhl am massigen Schiefertisch, vor sich und um sich herum ein ganzer Stoss von Büchern und Schriften und vielerlei Kleinkram, der auch die herzförmig ausgeschnittenen Stabellen in Beschlag nimmt. „Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist.“ Das Milieu, in dem der Mensch lebt, seine allernächste Umwelt, ist gar oft sein eigentliches Charakteristikum. Wer einen bestimmten Charakter



Dr. phil. h. c. Alfred Tobler in Heiden
1845 — 1923

hat, der teilt denselben allmählich seiner Wohnung mit, die Gegenstände, die ihn umgeben, sind beseelte Sachen. Es sind Dinge aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, und sie harmonieren doch unter einander, weil sie eben zu ihrem Mittelpunkt, dem Eigentümer, in einem natürlichen Verhältnisse stehen. Das Heim an der Stapfen, das war das rechte Milieu für Alfred Tobler, der, wenn er gerade bei guter Laune war, willkommene Gäste etwa mit dem Klang der schweren Senntunglocken empfing. Oder das andere Bild, draussen im wohlgepflegten „Buregäärtli“: wenn der Sängervater in seinem bequemen Rohrstuhle sass, nickend ein Schläflein tat oder der Lektüre pflegte, auf dem scharf gemeisselten Haupt den mächtigen Schatthut und darüber das grosse, schön rot schimmernde Familiendach, auf den Knien das schnurrende Kätzchen. Ab und zu ein leichtes Zäuerli, fein und wundernett, dann und wann ein freundlich-zufriedenes „Jo soo!“ Am besten werden ihn seine Freunde im Gedächtnis haben: Gemütlich und behäbig sitzend in seiner altmodischen Klausen, der Sammler von Sang und Klang, Witz und Tanz und alten Volksbräuchen, just, als ob er „Näbes os sine Buebejohre“ oder aus der „Naregmäänd“ zum Besten geben wolle. Wie weiland der berühmte Gelehrte Dr. Laurenz Zellweger in Trogen in seiner „föhrenen Hütte“ lebte, so hauste da drinnen im rassigen Appenzellergiebelhause das Original Dr. Alfred Tobler.

Er war ein Sonntagskind. Am 13. April 1845, an einem Sonntag, ist er zur Welt gekommen, am 9. September 1923, wiederum an einem Sonntag, hat er sie als ein müder Greis, dem das Leben nichts mehr bieten konnte, weil es von langer und schwerer Krankheit gesättigt war, verlassen. Er war ein Glückskind wie sein im Jahre 1921 verstorbener Bruder, Professor Dr. Gustav Tobler, trotz oder vielleicht gerade wegen seiner harten und freudlosen Jugendzeit, die er, das Büblein eines armen Schulmeisters von Lutzenberg, erst in Teufen, dann in Ilanz und später in St. Gallen durchmachte. Der Vater, Johann Heinrich Tobler, war ein seelenguter, charakterweicher, aber unpraktischer und unstäter Mann, der des Lebens weise Oekonomie nicht kannte; seine Mutter, Karoline geb. Lutz, eine treu sorgende und schaffende Frau, der des Lebens Nöte eine gewisse Härte und Herbheit verliehen hatten. Früh schon hat Alfred Tobler mithelfen müssen, Geld zu verdienen, und zwar auf recht eigentümliche Weise.

Sein Vater verkleidete ihn und seine zwei Schwestern in Tiroler und zog mit ihnen in St. Gallen von Wirtschaft zu Wirtschaft, wo sie singen und musizieren mussten. Und dann trat die Lichtgestalt des ehrwürdigen Greises Ferdinand Huber, des Komponisten, als rettender Schutzgeist in die freudlose Jugend der Kleinen, nahm sich ihrer in grossväterlicher Huld und Liebe an. Ergreifend war's, wenn Alfred Tobler davon erzählte, ergreifend, mit welcher Liebe und Hochachtung er von Ferdinand Huber noch im hohen Alter immer und immer wieder sprach und sich beglückt fühlte, den Lebensabend unseres genialen Schweizer Alpenliederkomponisten Ferdinand Huber in so idealer Weise miterlebt zu haben. Mit Hilfe von Stipendien und aus dem Erlös eines vom Vater Tobler verfassten Buches „Die Wege des Herrn sind wunderbar“, das er von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Kanton zu Kanton, ja bis über die Landesgrenzen hinaus kolportierte, ward Alfred Tobler ermöglicht, die Kantonsschule in St. Gallen und die Universität in Basel und Zürich zu besuchen, wo er sich in den philosophischen und theologischen Disziplinen ausbildete. Wie hat er noch als Greis geschwärmt für seinen Lehrer an der Basler Hochschule, Prof. Dr. Jakob Burckhardt, den „Köbi“, in dessen kunstgeschichtlichen Werken er sich so gut auskannte, und mit welcher Begeisterung sprach er über den Altmeister des Gesanges, Attenhofer, unter dessen Dirigentenstab der junge Studiosus gesungen. Das Singen mochte Alfred Tobler wohl näher gelegen haben als das Studium der Theologie, und es braucht schon einen starken Musikenthusiasmus, um so wie er, mitten aus dem theologischen Examen heraus, von Zürich nach Chur zu reisen, dort das Baritonsolo in „Paradies und Peri“ zu singen, in einem gastlichen Hause in Tönen und anderem zu schwelgen und dann zu denken: „Auf die Kanzel zur Examenpredigt komme ich immer noch früh genug, machen wir den Rest des Examens im nächsten Semester.“ Und während sich in Zürich die gestrengen Herren Examinatoren zur Grossmünsterkapelle begaben, um den Kandidaten Tobler predigen zu hören, sass unser angehende Pfarrerherr seelenvergnügt in Chur. Man liess dem Singstudenten Fünfe grad sein und erlaubte ihm in Gnaden, das Versäumte nachzuholen. Es ist ganz Tobler, wenn er von sich selbst sagt: „Jo wääscht, en Pfarrer bin-i e-n-aard gär nüd bson-

desch en guette g'see, aber e Stimm' ha-n-i kaa, wie de Hellpesti, jo soo!" Als Vikar von Lütisburg im Toggenburg sammelte er Sonntag um Sonntag eine andächtige Gemeinde um sich, und wenn dann jeweilen nach der Predigt seine mächtige Baritonstimme Orgel und Gemeindegesang übertönte, da war es, als ob der Cherubin selber im Pfarrstuhle stände, und weither aus den umliegenden Dörfern pilgerten die Scharen, um sich am Gesang — mehr als an der Predigt — des Lütisburger Pfarrers zu erbauen. Was Wunder, dass ihm allmählich sein wahrer Beruf zum Bewusstsein kam, und dass der dunkle Drang, der ihn so lange gequält, endlich zum siegesfrohen Entschlusse ward, sich eine grössere Kanzel zu suchen und im Gesange das lebendige Wort zu verkünden, „das mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt.“ Er hatte eine mit Glücksgütern gesegnete Dame aus altangesessenem und angesehenem Zürcherhause der Füssli kennen gelernt, die ihm das Studium der Musikwissenschaft ermöglichte und später seine Frau wurde. Jahre unausgesetzten, hingebendsten Schaffens folgten. Der grösste Sangesmeister der Neuzeit, Julius Stockhausen in Cannstatt, wurde sein Lehrer, ihm folgte er nach Stuttgart, nach Frankfurt a. M. Der Berufswechsel Toblers war kein Bruch mit der Vergangenheit. Aus der Vertiefung in die theologischen Bücher, welche der Theologe Jahre gewidmet hatte, schöpfte der Konzertsänger nicht nur die Vorliebe, sondern auch das rechte Verständnis für die Kirchenmusik, und wenn er als „Elias“ auf der Empore stand, dann fühlte er sich nicht mehr als Sänger, dann fühlte er sich als den Propheten, der im Dienste Jehovas das wankelmütige Volk Gottes ermahnte, strafte, zum Glauben zurückrief. Als Konzertsänger war Tobler sehr geschätzt und beliebt, sein Vortrag war von Begeisterung durchglüht, seine Stimme hatte er vollständig in der Gewalt, und er brachte mit ihr alle Nuancierungsfeinheiten hervor. Im Laufe der Jahre hat der Konzertsänger Tobler an über 200 Konzerten mitgewirkt. Zu den schönsten Erinnerungen seines Stuttgarter Aufenthaltes zählte er seine Beziehungen zu Theodor Vischer, dem grossen Aesthetiker, dessen Vorlesungen er eifrig besuchte und im Stenogramm festhielt. — Nach dem frühen Hinschied seiner Gattin entsagte Alfred Tobler seiner Sängerlaufbahn, er zog sich für kürzere Zeit zu seinem Bruder nach Bern zurück, um dann in seinen Heimatkanton überzusiedeln, wo

er erst in Wolfhalden, hernach in Heiden sich ein trautes Heim schuf und seinen hochbetagten Eltern als guter Sohn einen sorgenfreien Lebensabend ermöglichte.

Für uns Appenzeller und namentlich für das appenzellische Schrifttum war es ein Gewinn, dass Alfred Tobler das Singen aufgab. Mit dem Jahre 1890 begann für ihn, den geborenen Schriftsteller, die Epoche der Veröffentlichung heimatkundlicher Arbeiten, zu denen ihn sein Bruder Gustav, der hochverdiente Lehrer der Schweizergeschichte, gewiesen. Auf diesem Gebiete nun entfaltete Alfred Tobler eine ungeheuer rege und produktive Tätigkeit, die seinen Namen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaustrug. Diese seine heimatkundlichen Arbeiten stützten sich auf präzises, fleissiges Forschen, zu welchem ihn seine universelle, gründliche, auch humanistische Bildung befähigte. Nicht immer hat er dafür Anerkennung gefunden; denn der Prophet gilt bekanntlich nicht viel im eigenen Lande. Zwei Publikationen sind es namentlich, die seinen Namen bekannt gemacht haben: „Sang und Klang aus Appenzell“ und der „Appenzellerwitz“. Tobler war eng mit seinem Völklein verwachsen, das durch zwei Züge sich auszeichnet, den Witz und die Sangesfreudigkeit; sie festzuhalten war ihm Herzensbedürfnis.

Alfred Tobler war ein Humorist, wie er im Buche steht. Sein Humor und sein schlagfertiger Witz verletzten nicht. Sie waren vielmehr der Ausfluss seines tiefen Gemütes, in welchem grosses Wohlwollen für die Mitmenschen lag. Dieser goldene Humor, vermischt mit einer Portion oft etwas „rässem“ Witz, kommt besonders zur Geltung im Büchlein: „Näbes os mine Buebejohre“ und in der „Appenzeller Naregmäänd“, der ulkigen Landsgemeindeparodie von annodazumal, der „Orgie des über sich selbst sich lustig machenden, im Baroken schwelgenden, hänselnden und spöttelnden, zungengeschliffenen, aber auch derben Appenzellertums.“ Von weiteren Publikationen sind zu nennen: Die wissenschaftliche Abhandlung „Das Volkslied im Appenzellerland“, in der Originalfassung nicht für zartbesaitete Gemüter, noch weniger als Konfirmandinnengeschenk berechnet, dann „Kühreihen, Jodel und Jodellied im Appenzell“, „Der Volkstanz im Appenzellerland“. Sehr geschätzt sind aber auch Toblers biographische Arbeiten, so diejenige über den streitbaren Pfarrherrn und Politiker Ulrich Walser in Grub und die treffliche Wiedergabe von Erlebnissen schwei-

zerischer Söldner in fremden Kriegsdiensten, u. a. des heute noch in Heiden lebenden Haudegens Ulrich Loppacher. Ein reiches Lebenswerk liegt in Alfred Toblers Sammlungen, und es darf wohl mit Recht behauptet werden, dass kein zweites Gebiet von der Ausdehnung des Appenzellerländchens so reiche, vollständige und wertvolle Sammlungen des Volkskundlichen besitzt, wie er sie seinem Heimatkanton geschenkt hat.

Dem Verdienste die Krone — dem unermüdlichen Forscher und Sammler den Ehrendokortitel! In die stille Gelehrtenklausur an der Stapfen kehrte am 14. April 1914 hohe Freude ein. Die erste Sektion der philosophischen Fakultät der Universität Zürich ernannte ihn zum Doctor honoris causa —, den Doctor humoris causa hatte er sich schon längst selber beigelegt — und diese verdiente Ehrung von wissenschaftlicher Seite hat dem alternden Manne den Lebensabend verschönt. Aber auch den Ehrennamen „Appenzellischer Sängervater“ hat er wohl verdient; denn er ist den Spuren der Pioniere des appenzellischen Volksgesanges gefolgt, einem Pfarrer Samuel Weishaupt und einem Landsfähnrich Joh. Heinrich Tobler.

Wer ihm persönlich nahe stehen durfte, der lernte ihn kennen und hochschätzen als einen Freund von lauterer Gesinnung und rührender Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Er war ein Original, ein Philosoph, ein Humanist und Humorist, er war aber auch Pessimist und ist es erst recht geworden nach dem allzufrühen Hinschiede seines Bruders und besten Freundes, Professor Gustav Tobler, mit dessen Heimgang auch unseres Ehrendoktors Freude dahin war. Es kam auch für ihn die harte Prüfungszeit langer und schmerzvoller Krankheit, die seine Kräfte langsam aufzehrte, während der Geist noch hell blieb bis in die letzte Lebensstunde. Wie froh war er, der sich so gerne seiner Unabhängigkeit rühmte, der aufopfernden Pflege durch seine treue Nichte, die sein Stolz und seine Freude war.

Seine Leiden hat er tapfer und mutig getragen, ohne Todeskampf durfte der 78jährige sanft hinüberschlummern. Denen aber, die ihm näher gestanden, war der Sänger Tobler selber wie ein Lied, und wie ein Lied wird die Erinnerung an ihn weiterklingen. Er hat uns gelehrt, das Eigengewächs zu schätzen, und hat ihm zu neuer Blüte verholfen. „Wer dem Volke das Lied wiedergibt, das entschwindende, der gibt ihm seine eigene Seele wieder.“